

Wie man über den Osten schreiben soll

Joseph Roths Städtebilder des Ostens

Wenn einer aus dem Westen in ein unzivilisiertes Land, zum Beispiel im Osten, reist, um darüber für eine Zeitung zu schreiben, dann wird er, um einen schnellen Effekt beim Leser zu erzielen, die tiefe kulturelle Kluft und die deutliche Unterlegenheit betonen, die er hier an jeder Ecke feststellen kann. Er wird über die politischen Unzulänglichkeiten der Osttyrannen bloß den Kopf schütteln. Er wird den Schmutz in den Gassen betonen, dass die Hotelzimmer nie und nimmer auch nur einen Stern verdienen und dass die Kanalisationen, wenn es sie überhaupt gibt, von Ungeziefer verseucht sind. Kurzum: Er wird schreiben, was er schon immer wusste und der daheimgebliebene Leser wird schnappatmend ausrufen: „Genauso ist es!“, und sich dabei sehr klug vorkommen und den Autor dafür loben, dass der die unverstellte Wahrheit geschrieben hat: Der Osten ist wild und verrucht, gesetzlos und schmutzig, vielleicht hier und da ein bisschen exotisch und darum nicht uninteressant, aber zunächst einmal ganz unaufgeklärt und von den Segnungen der Zivilisation noch vollkommen unbeleckt.

Es sich so einfach gemacht zu haben, wirft Joseph Roth seinem Schriftstellerkollegen Alfred Döblin vor, der 1926 nach Polen gereist war und darüber für eine Zeitung berichtet hat. Döblin, einer der gescheitesten Schriftsteller des Landes, selbst dieser umsichtige und kluge Döblin, ist in die Hybrisfalle getappt und mit lärmendem „Zivilisationshochmut“¹ im Osten eingerückt. Dort hat er vor lauter Kategorien und Gewissheiten, die er von zu Hause mitgebracht hat, „die Menschen übersehen, die Wahrheit und das Unbekannte, das zu schildern war“.

Joseph Roth wollte es besser machen. Wenige Monate nach seiner Döblin-Rezension brach er selber zu einer großen Reise in die Sowjetunion auf, um für die *Frankfurter Zeitung* Reportagen zu schreiben, die das Kernstück seiner Versuche bilden sollten, ein Gesicht des Ostens zu zeichnen. Schon frühere Reportage-Reisen hatten ihn dorthin geführt.

¹ Die Zitate in vorliegendem Essay sind der folgenden Werkausgabe entnommen: Joseph Roth: Werke. Zweiter Band: Das journalistische Werk 1924–1928, hg. v. Klaus Westermann, Köln 1989.

Roth hatte es wohl leichter als andere, den Klischees zu entweichen. Er wuchs auf in Ostgalizien, also im Osten, das damals aber zum österreichisch-ungarischen Kronland gehörte, das wiederum Anschluss an den Westen hatte. Später lebte er nur noch im Westen, und immer tiefer im Westen – erst Wien, dann Berlin, schließlich Paris. Seine Ostwurzel riss aber nicht ab, sein Jüdischsein und seine Bindung ans Habsburgerreich auch nicht. Er war Jude, ließ sich aber römisch-katholisch taufen, hatte Sympathien für den Sozialismus und für die untergegangene Monarchie, war Kosmopolit, hatte keine Heimat, suchte aber eine. Kurzum: Er kennt verschiedene Welten und deren Vorurteile gegeneinander. Und darum war sein großes Vorurteil, dass es widersprüchlich zugeht in der Welt. Vielleicht das akzeptabelste unter den Vorurteilen. Seine Subjektivität war immer schon durchzogen von gegenstrebigen Fügungen. Er hatte alles in sich, was es braucht, um einen guten, ausgewogenen Text über den Osten zu schreiben, er musste nur auf die richtige Balance in sich achten. Und deshalb schaute er, wenn er beobachtete, zunächst einmal nur in sich hinein und sah in der Objektivität eine große „Schweineerei“. Dieser in sich blickende, von disparaten Erfahrungen geprägte Joseph Roth fuhr nun also in den Osten, um dort ein paar Widersprüche zu sammeln und darüber zu schreiben. Dazu musste er sich die Knotenpunkte anschauen, in denen sich die Charakterstränge einer Gesellschaft bündeln. Deshalb ging Roth in die Städte. Sie sind besonders markante Punkte im „Gesicht der Zeit“, das er zeichnen wollte, sie sind gewachsen aus einer Regional- und Nationalkultur und zugleich haben sich in ihnen die ersten Vorboten der Zivilisation eingestellet, die Roth überall entdeckte.

Galizischer Schmelztiegel: Lemberg – „die Stadt der verwischten Grenzen“

Galizien kannte er noch aus der Kindheit und Jugend, aber nach dem Krieg ist es dort anders geworden. Die vom Westen belächelte Rückständigkeit und die feste Ost-Identität, die einmal ihre reale Grundlage gehabt haben mögen, sind brüchig geworden. 1924 schreibt er: „In Buchhandlungen sah ich die letzten literarischen Neuerscheinungen Englands und Frankreichs. Ein Kulturwind trägt Samen in die polnische Erde. [...] Galizien liegt in weltverlorener Einsamkeit und ist dennoch nicht isoliert; es ist verbannt, aber nicht abgeschnitten.“ Die Isoliertheit wird durchbrochen von den kulturellen Eigenarten, die aus allen Himmelsrichtungen in die Stadt strömen: „Man hörte russisch, polnisch, rumänisch, deutsch und jiddisch. Es war wie eine kleine Filiale der großen Welt.“ Lemberg ist „die

Stadt der verwischten Grenzen“. Aber dem wachsenden polnischen Nationalbewusstsein ist die Vielsprachigkeit ein Dorn im Auge. „Mit Unrecht“, wie Roth schreibt, denn „nationale und sprachliche Einheitlichkeit kann eine Stärke sein, nationale und sprachliche Vielfältigkeit sind es immer.“ Diese „Buntheit“ macht das Leben in der Stadt gut und die Menschen vernünftig: „Die Stadt demokratisiert, vereinfacht, vermenschlicht, und es scheint, daß diese Eigenschaften mit ihren kosmopolitischen Neigungen zusammenhängt. Die Tendenz ins Weite ist immer gleichzeitig ein Wille zur selbstverständlichen Sachlichkeit. Man kann nicht feierlich sein, wenn man vielfältig ist.“ Kollektiver Kitsch und Pomp, Pathos und allzu feste Gewissheiten geraten ins Wanken, wenn das Andere an der nächsten Ecke lebt und das Eigene nicht ungebrochen und unwidersprochen abgefeiert werden kann. Das erzieht zur Vernunft. Doch schon legt sich der Schatten der Moderne, ihr Nationalismus, über den ebenso vor- wie postmodernen Schmelzriegel.

Gleichzeitige Ungleichzeitigkeit in Warschau

Ein Jahr später reist er erneut nach Polen, diesmal nach Warschau, das zunächst weniger Metropolitanisches zu bieten hatte, als man es von einer Hauptstadt vielleicht erwarten mag. Seine Schilderung eines Marktplatzes erinnert an einen Wochenmarkt in der Provinz: „In den Städten des europäischen Ostens liebe ich die Marktplätze zu sehen, die freien, nicht die von Hallen gedeckten, die offenen Märkte mit den Hunderten von Buden, den armseligen Spielzeugen, den billigen Bedarfsgegenständen.“ Nur das hektische Lärmen kündigt vom Aufenthalt in einer Stadt, doch seine Quellen sind archaisch, sie „bestehen aus den tiefen Stimmen streitender, feilschender Männer und dem schwarzen Geblök der Rinder als Grundlage. Auf der Basis, auf dieser schweren, dunklen Klangmasse erhebt sich, flatternd, zerrissen, dünn, das Krähen der Hühner, das Schnattern der Gänse, das Kreischen der Frauen.“ Dann aber, er geht nur ein paar Straßen weiter, befindet er sich plötzlich in einem ganz anderen, mondänen Kosmos: „Am Ufer der Weichsel ist ein Badestrand eröffnet, mit weichem Sand, mit einem Café und mit Turngeräten. Die beste Gesellschaft kommt hierher, um zu baden und zu flirten.“ Er biegt in eine Gasse und schon ist die weltläufige Eleganz der Wohlhabenden wieder verflogen und es wird wieder arm, bunt und ungeordnet: „Indessen singen kleine Straßenbuben, barfußige, barhäuptige, charmante, schmutzige, die Namen der Zeitungen; Leierkastenmänner ziehen vorüber, den grünen Papagei auf der Schulter, jüdische Handelsmänner mit einem Sack für alte Kleider auf dem Arm.“ Doch dann wird deutlich – Roth springt plötzlich dorthin – , dass

über dem bunten Treiben eine eiserne Staatsmacht steht, die bemüht ist, das Chaotische zusammenzuzwingen: „Die polnischen Gefängnisse sind überfüllt [...] Die innerpolitischen Verhältnisse des Landes, Furcht vor dem benachbarten Rußland, verschiedene echte und von der politischen Polizei halb vorgetäuschte und konstruierte Konspiration der im großen nicht staatsfreundlichen ukrainischen Bevölkerung verursachen viele Einzel- und Massenverhaftungen.“ Aber das ist nur ein kurzer Einschub, er will das Klischeebild von der Despotie, das man im Westen ohnehin schon hat, nicht noch weiter ausschmücken und Roth wechselt wieder zu den Menschen von Warschau, ihrem bunten Treiben kann die Staatsmacht ohnehin kaum Einhalt gebieten: „Die heitersten Erscheinungen der polnischen Öffentlichkeit sind die Kinder, die kleinen Kolporteure und Streichholzverkäufer. Es sind arme, schmutzige, zudringliche und immer fröhliche Kinder. Sie springen auf vorbeifahrende Wagen und verlassen das Trittbrett nicht eher, bis man ihnen eine Zeitung oder eine Streichholzsachtel abgekauft hat. Ihre Zudringlichkeit ist von einer Anmut, der nur noch die südliche des italienischen Bettelknaben entspricht. So lebendig die Kinder umherspringen, so wenig bewegen sich die, die keine Lust dazu haben: „Man arbeitet in Warschau verhältnismäßig wenig. Die Menschen sitzen [...] im Sommer auf den vielen Bänken, die nicht nur in den Gärten stehen, sondern auch in vielen breiten rasen- und baumreichen Straßen.“ Muße und geeinte Vielfalt gehören hier zusammen: „Nirgends ist ein mehr gemischtes Publikum zu finden. Die Faulheit, der weiche Wind, die Sonne, die Bank heben alle Unterschiede auf, die zwischen Bürgern, Bauern, Arbeitern, Dienstmädchen, Lehrerinnen, Soldaten, Offizieren, Juden bestehen.“

Eintritt in den sowjetischen Kosmos – das ganz Andere ist das nicht

Ein weiteres Jahr darauf reist Joseph Roth in die Sowjetunion. Als er im September 1926 die polnisch-sowjetische Grenze in Niegorejole überquert, spürt er, „daß hier nicht eine gewöhnliche Grenze ist zwischen Land und Land, sie will eine Grenze sein zwischen Welt und Welt“. Aber der Abgrenzungsversuch von der übrigen, (noch-)nicht-revolutionären Welt ist so deutlich dann doch nicht: Im Gegenteil trägt Sowjetrußland „das Zeichen von Amerika an der Stirn – von Amerika, dessen Technik das vorläufige Ziel der neuen russischen Baumeister ist. Die Straße hastet vom schläfrigen Orient zum westlichen Westen“. Die Sowjetunion eifert dem Westen nach, macht aber alles ein bisschen verkrampfter, der Idealismus ist derselbe, die Mittel sind andere. Selbst die Straßen in den alten Städten Moskau und Kiew „erinnern mich an die jungen Städte aus amerikanischen

Westkolonien, an diese Atmosphäre von Rausch und ständiger Geburt, von Glücksjagd und Heimlosigkeit, von Kühnheit und Opfermut, von Mißtrauen und Furcht, von primitivstem Holzbau neben kompliziertester Technik, von romantischen Reitern und nüchternen Ingenieuren“.

Der eiserne Wille, der dahinter steckt, beeindruckt und bedrückt ihn zugleich und beim Gang durch eine sowjetische Musterstadt bekommt er Sehnsucht nach dem Westen, aber nicht – wie der daheimgebliebene Kleinbürger es gern hat –, weil es dort so sauber und ordentlich und gut organisiert ist. Es gibt hier im Westen etwas, das zur bloßen Rationalität hinzutritt und die instrumentelle Vernunft durchbricht. Danach sehnt er sich: „Ich gestehe beschämt, daß mich manchmal in diesen Straßen eine ganz bestimmte Trauer befällt [...] mitten in der Bewunderung ergreift mich ein Heimweh nach unserem Leichtsinn und unserer Verwerflichkeit, eine Sehnsucht nach dem Aroma der Zivilisation, ein süßer Schmerz um unsere wissenschaftlich schon ausgemachte Dekadenz [...] und den ganzen Untergang des Abendlandes.“ Ironisch bekennt er: „Wahrscheinlich ist das ein bourgeoiser Atavismus.“ Er empfindet „die russische Straße als grau. Die Masse, die sie bevölkert, ist grau. [...] Es sind lauter arm und wahllos angezogene Menschen. Es weht ein großer, in seiner Nüchternheit überwältigender, in seiner Dürftigkeit pathetischer Ernst von ihnen.“

Aber auch in der rundum geplanten Sowjetmodernisierung gibt es noch Überbleibsel aus der alten Zeit. Man sieht es den Menschen an, die sich noch nicht sehr trittsicher durch die Städte tasten: „Viele Bauern und halbe Ländlichkeiten, die erste Generation, die auf dem Straßenpflaster gehen gelernt hat.“ Auch sind die bürgerlichen Relikte noch nicht ganz beseitigt: „Alte Bürger, die justament beim weißen Kragen bleiben, den Hut noch tragen, ein schwarzes Bärtchen – die Mode der russischen Intelligenz der neunziger Jahre – und den unvermeidlichen Zwicker am dünnen goldenen Kettchen, das die Ohrmuschel vom Schädel abgrenzt.“ Aber sie sind dem Untergang geweiht, sie sind fehl am Platz im proletarischen Aufbruchstaat. Eine gedankliche Trägheit soll es nicht geben in Sowjetrußland, Unnützes auch nicht, alles muss optimiert werden, aus allem spricht Arbeit: „sehr selten eine gut angezogene Frau; niemals ein unbeschäftigter Mensch, niemals ein Mensch, dem man es ansehen würde, daß er gar keine Sorgen hat. Aus allen weht der Atem eines arbeitsreichen oder eines problemreichen Lebens. Entweder man ist Arbeiter oder Funktionär oder Büroangestellter. Man ist aktiv, oder man wird erst aktiv. [...] Man fixiert immer seine Stellung zur neuen Welt. Man korrigiert seinen Standpunkt. Man ist

niemals ganz Privatmensch. Man ist immer ein sehr bewegter Bestandteil der Gesellschaft.“

Er dringt weiter vor ins Landesinnere und es wird nicht besser: „Die Städte an der Wolga sind die traurigsten, die ich je gesehen habe.“ Sie sind grau, lieblos in die Landschaft gesetzt und „erinnern an die zerstörten Städte des französischen Kriegsgebiets“. „Daß diese Städte überhaupt noch leben!“, wundert er sich, aber es geht weiter: „Schon wächst eine Generation heran, die das Grauen nicht kennt, schon stehen Gerüste da, schon sind Zimmerleute und Maurer beschäftigt, das Neue aufzurichten.“ Überall ist ein reges Treiben, nur steckt dahinter ein Plan und keine Spontaneität, die er in Warschau und Lemberg noch beobachten konnte.

Auf dem Balkan „die ersten Schwalben der Zivilisation“

Nach Russland bereist er den Balkan, 1927 kommt er nach Belgrad, das sich ganz offenkundig mit Leib und Seele nach dem Westen sehnt – die Sowjetunion dagegen nur mit dem Leib (aber kann ein Leib sich überhaupt sehnen?): „Man nennt Belgrad das Paris des Balkans. Lippenstifte, Wachsbüsten, Haarschnitte und Damenmoden, die Einrichtung der Kaffeehäuser und der Restaurants, der Geschmack des Hors d'œuvres und der Apéritifs, eine ganz bestimmte Sorglosigkeit in der Atmosphäre des abendlichen Korsos, ein ganz bestimmter Glanz über jenem heiter bewegten Straßenbild.“ Aber es ist doch viel Affektiertheit dabei, die Haltung nennt Roth „pseudofranzösisch“, ihre Kennzeichen sind: „Unbeständigkeit, Nachtlebenerotik und Kinogalanterie“. Denn der materielle Unterbau fehlt fast vollkommen. Man hat kaum Geld, spielt aber Pariser Eleganz: „In keinem Lande der Welt – ausgenommen in Polen – gibt es so schlecht bezahlte und gleichzeitig so elegant gekleidete Staatsbeamte.“

Im Jahr darauf, es ist 1928, fährt Roth nach Albanien. Auch Tirana will modern sein: „Man hat Straßenzüge durchbrochen, Häuser gespalten und skalpiert, um Tirana modern und residenzfähig zu machen.“ Aber das wird nichts, die Bausubstanz kann man modellieren, Tiranas Geist aber stellt sich quer: „Die halben Häuser stehen da, mit schwarzen, offenen Eingeweidern, auf den Herden verrichten Eingeborene exotisch ihre Notdurft, ohne Pistolen und Gewehre abzulegen. Keinen Augenblick ist man vor Blutrache sicher.“ Die Abstraktion des Bauens, der Verwaltung und der Produktion kann die des Rechts nicht erzwingen. Die

aus Amerika Zurückgekehrten prahlen mit ihren Ford-Autos und ihrem New Yorker Slang, der durch ihre Goldzähne dringt, aber sie sinnen noch immer auf Blutrache, sobald ein altes Gesetz gebrochen wird. Auch gehören sie nur zu einer Minderheit der unentwegt Tätigen, die meisten Einwohner scheren sich nicht um Statusgerangel, sie lieben Blumen, Musik und das Nichtstun: „Stundenlang sitzen sie in der Sonne vor ihrem Laden.“ Und doch müssen auch sie die „ersten Schwalben der Zivilisation“ bemerkt haben, die sich in der Stadt einnisten.

Barbarei des Ostens?

Halten wir fest: Anders als mit Zivilisationshybris einrückende Westler entdeckt Roth gerade keinen barbarischen Osten, sondern einen, der sich längst auf den Weg in Richtung Zivilisation gemacht hat. An einer Stelle spricht Roth von „Kulturstufen“, die jede Gesellschaft notwendig erklimmen wird, kein Weg führt daran vorbei. Und dennoch lebt das Alte, Eigene jeweils fort in Lemberg und Warschau, Belgrad und Tirana, aber weniger in den russischen Städten. Überhaupt scheint das der große Unterschied zu sein, auf den er auf seinen Reisen gestoßen ist: dass zwar alle Länder einen Modernisierungspfad eingeschlagen haben, dass man aber in Mitteleuropa und auf dem Balkan noch etwas zögerlich seine Begegnungen mit den „ersten Schwalben der Zivilisation“ macht und sich hütet, alle alten Zöpfe abzuschneiden, während es in der Sowjetunion kein Zaudern geben soll. Auch wenn das aus Moskau offiziell nicht zu hören sein wird, weil es nicht sehr gut zur Staatsdoktrin passt: Amerika ist das Vorbild, nur soll alles noch schneller, gewaltiger und schnörkelloser geschehen. Man hat keine Zeit für Sentimentalitäten. Darum arbeitet man viel in Sowjetrußland, in Polen oder Tirana dagegen weniger.

Joseph Roth, selbst ein überzeugter Zivilisationsmensch, verachtete das (Noch-)Nichtmoderne nicht einfach. Sicher: Die Vorzüge der Rechtsstaatlichkeit, die allen Menschen ein Minimum an Freiheit garantiert und den Juden einen Schutz vor dem Mob bietet, wusste er zu schätzen. Und dass man in Frankreich schöne weiße Häuser baut, etwas mehr Geld in der Tasche hat, dazu passend einen erlesenen Geschmack für Kleidung und Kunst ausgebildet hat und Wert legt auf Eleganz, auch. Aber er sah auch, dass in vormodernen Gesellschaften Gewohnheiten gepflegt werden, die zum guten Leben beitragen, jedoch durch den Modernisierungsprozess beseitigt werden können – etwa das müßevolle Recht auf Faulheit und auf Unnützes allgemein oder die ethnische,

religiöse und sprachliche Vielfalt, die dem modernen Nationalstaat mitunter ein Dorn im Auge ist.

Bedrückend wird es, wenn es weder moderne Rechtsstaatlichkeit und weltläufige Eleganz noch vormoderne Muße und Vielfalt gibt und eine Modernisierungsdiktatur mit der Knute der abstrakten Vernunft alles Unnütze austreiben will. Dann droht der Termitenstaat. Roth sah ihn kommen.